Der Fleck.

„Nette Leute, wirklich nette Leute!“ sagte meine Frau, als unsere vor acht Tagen neu eingezogenen Flurnachbarn ihre nachbarliche Visite abgestattet hatten.

„So? Findest du?“ erwiderte ich. „Na, das wäre ja wirklich ein Glück, denn offen gestanden ich habe diese ewigen Hausfehden wirklich satt.“

„Hausfehden?“ fragte meine Ehehälfte mit der Unschuldsmiene eines Menschen, über dessen Lippen nie das Wort „Waschhaus“ gekommen ist.

Ich versuchte, ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, und erinnerte sie, um nur ein Beispiel anzuführen, an den Kampf, der sich zwischen ihr und unserer verflossenen Nachbarin an deren Eigentümlichkeit geknüpft hatte, die Hosen ihres Mannes vor unserer Tür statt vor der ihrigen ausklopfen zu lassen.

„Du tust ja gerade, als ob ich daran schuld gewesen wäre“, sagte meine Frau, indem ihre Augen jenen gewissen feuchten Glanz annahmen, den ich bei ihr als äußeren Ausdruck starker seelischer Erregung kannte.

Ich beeilte mich meiner Frau zu versichern, daß mir dies durchaus ferngelegen hätte. Im übrigen fände ich die Leute, die sie nett finde, selbstverständlich auch nett.

„Er“, fuhr meine Frau fort, „scheint ein sehr gebildeter Mensch zu sein, und ‚Sie‘ machte sogar den Eindruck einer höchst distinguierten Dame. Sie hat so etwas Sanftes in ihrem Wesen, und es ist wirklich ein Glück, daß man endlich einmal mit anständigen Menschen zusammenwohnt.“

Meine Frau hatte recht. Die neuen Nachbarn waren wirklich nett. Ich fand es deshalb ganz begreiflich, daß acht Tage später meine Frau die höchst distinguierte Dame zum Kaffee einlud, und von dieser wieder zum Kaffee eingeladen wurde. Wenn ich das Glück hatte, dem sehr gebildeten Menschen auf der Treppe zu begegnen, schüttelten wir uns freundschaftlich die Hände. Als sich sogar noch herausstellte, daß unsere beiden Rangen mit den ungefähr gleichaltrigen zwei Kindern von drüben mehrere Stunden lang ohne nennenswerte Prügelei im Garten spielen konnten, war unser Glück vollständig.

„Siehst du, was habe ich gesagt!“ rief meine Frau freudestrahlend aus, als ein Vierteljahr darauf zu ihrem Geburtstag von drüben ein Alpenveilchenstöckchen „mit den herzlichsten Glückwünschen“ eintraf.

„Ja, du bist ein Menschenkenner; es sind wirklich nette Leute“, bestätigte ich gerührt.

Da die Nachbarn den gleichen Ersparnisgrundsätzen huldigten, und überdies der gleichen politischen Anschauung waren wie wir, wurde beschlossen, von nun an die Tageszeitung, die bisher jeder einzeln für sich bezogen hatte, nur in einem gemeinsamen Exemplar zu halten. Eine Woche lasen wir zuerst und schickten das Exemplar dann hinüber, eine Woche begannen sie, und die Anna von drüben brachte den „Anzeiger“ dann herüber zu uns. Waren sie ausgegangen, wurden für sie ankommende Pakete bei uns abgegeben, waren wir abwesend, nahmen sie unsere Sachen in Empfang. Seit einiger Zeit bereitete die Nachbarin ihren Salat nach dem Rezept meiner Frau, während diese wiederum von einer alten Gewohnheit Klöße zu kochen abwich zugunsten einer von drüben importierten Finesse.

Eines Sonntags — den Abend vorher hatte mich meine Frau von ihrem Entschluß in Kenntnis gesetzt, ihrer Freundin von drüben das „Du“ anzubieten — trat meine Frau aufgeregt und rot im Gesicht in mein Zimmer. Da ich gelernt hatte, selbst die leisesten Wallungen im Herzen meiner Frau ihr vom Gesicht abzulesen, ahnte mir etwas Schreckliches.

„Hast du den Fleck auf der Treppe gesehen?“ fragte sie mich mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Den Fleck? Welchen Fleck? Nein“, antwortete ich beunruhigt.

„Nun dann, bitte, habe einmal die Güte mitzukommen.“

Meine Frau ging stumm voraus, ich folgte ihr. Wir schritten wortlos einen halben Treppenarm hinunter, dann blieb sie stehen und deutete auf eine Stufe vor uns: „Da!“

Ich bücke mich. Auf der Stufe war ein kleines, rundes, schwärzliches Etwas.

„Was ist das?“ fragte meine Frau mit der Miene eines Untersuchungsrichters.

Ich bückte mich tiefer. „Das? Nun ja, das ist ein Fleck.“

„Also, es ist ein Fleck?“ fragte meine Frau streng.

Ich rückte an meiner Brille und untersuchte nochmals das kleine, runde, schwärzliche Etwas. Ja, es war ein Fleck. Man konnte nicht sehen, was es für ein Fleck war, ob er von Tinte oder von Schuhwichse herrührte, ob er von der Straße eingeschleppt war, oder seine Entstehung irgendeinem unbekannten Vorgang innerhalb des Hauses verdankte; aber ein Fleck war es jedenfalls, das war nicht zu leugnen, und so sagte ich denn nochmals: „Ja, es ist ein Fleck“.

„Na also“, sagte meine Frau kurz und stieg die Treppe wieder hinauf.

Verwundert folgte ich ihr nach in unsere Wohnung. „Erkläre mir doch, Schatz, was soll denn das alles bedeuten?“ fragte ich.

„Es ist mir lieb, daß du dich davon überzeugt hast“, erwiderte sie. „Meinholds haben die Woche. Ich schicke also die Marie rüber und lasse sagen, auf der Treppe wäre ein Fleck, und die Anna solle ihn fortscheuern. Was antwortet die impertinente Person? Sie wüßte von keinem Fleck, und sie hätte die Treppe gestern Abend gescheuert, und zweimal scheuere sie die Treppe nicht. — Was sagst du dazu?“

„Hm“, entgegnete ich, „das war allerdings nicht gerade sehr höflich.“

„Höflich? Es ist unerhört!“

„Aergere dich nur nicht wegen eines so lumpigen Flecks! Ich würde einfach — — —“ Weiter kam ich nicht.

„Was einfach?“ rief meine Frau empört.

„Ich würde den Fleck einfach Fleck sein lassen.“

„So? Das würdest du! Du mutest mir am Ende gar noch zu, daß ich den Fleck fortscheuere?!“

„Das habe ich ja nicht gesagt.“

„Aber gedacht! Das sieht dir ähnlich. So sind die Männer!“

Ich wollte meiner Frau auseinandersetzen, daß die Männer nicht „so“ wären, sie überhob mich aber dieser Mühe mit der Erklärung ihrerseits, daß sie meine Verständnislosigkeit in derlei Dingen bereits kenne, und daß sie selbst zu Frau Meinhold hinübergehen werde.

Eine Viertelstunde später betrat meine Frau abermals mein Zimmer und ließ sich tränenden Auges in einen Sessel fallen mit den Worten „Es ist aus! Aus!“

„Was ist aus?“ fragte ich bestürzt.

„Die Gans!“

„Die Gans?“ fragte ich jetzt in der Tat verständnislos.

„Frau Meinhold. Sie hat gesagt, sie müßte der Anna Recht geben, zweimal brauchte sie die Treppe nicht zu scheuern.“

„Nun denn . . .“

„Sobald Herr Meinhold nach Haus kommt mußt du hinübergehen und dich bei ihm beschweren.“

„Aber liebes Kind, wegen solch einem lumpigen Fl — —“

„Es handelt sich um eine Prinzipienfrage!“ rief meine Frau heftig. „Ich lasse mich von so einer Gans nicht beleidigen! Es ist die Pflicht des Mannes, seiner Frau beizustehen. Du mußt hinübergehen und ihm sagen, wie seine Frau sich benimmt.“

„Liebes Kind“, erwiderte ich, die Geduld verlierend, „verschone mich, bitte, nun endlich mit der Geschichte. Ich habe wirklich wichtigere Dinge zu tun, ich habe zu arbeiten!“

Diese lieblosen Worte hatten einen zweifachen Tränenwasserfall zur Folge, der sich aus den Augen meiner Frau auf deren erst neuerworbene seidene Bluse hinabstürzte.

„Willst du — vielleicht — damit sagen, — daß ich — nicht arbeite?“

„Das ist mir ja nicht im Traum eingefallen!“

„Ich tue — was — in meinen — Kräften steht; — ich trage ebenso viel — zu — unserem Leben bei — wie du.“

„Das habe ich niemals angezweifelt“, erwiderte ich ärgerlich.

„Ich — habe — zwei Kinder — geboren —“

„Das weiß ich!“ rief ich wütend, durch das fortgesetzte Schluchzen nervös gemacht. „Verlangst du vielleicht von mir, — — —“

„Aber du — liebst mich — nicht!“

„Hör' auf!“ rief ich, voll Angst, die teure Seidenbluse möchte sich in der Tränenflut in ihre Atome auflösen. „Wenn du es durchaus willst, nun gut, so werde ich hinübergehen!“

Diese Worte bewirkten gottlob, daß der Tränensturz versiegte.

Eine Stunde später zog ich die Handschuhe an, setzte den Hut auf, und begab mich hinüber zu Herrn Meinhold.

„Nun, was hat er gesagt?“ fragte meine Frau, als ich von dem Beschwerdegang zurückkehrte.

Ich konnte ihr die beruhigendsten Versicherungen geben. Herr Meinhold war genau so wie ich der Meinung, daß dieser unglückliche Fleck keine Ursache zu einer Disharmonie zwischen den Nachbarn werden dürfe und er bei seiner Frau sein Bestes tun werde, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen.

Als ich am Nachmittag mit meiner Frau zum Zweck eines gemeinsamen Spazierganges die Treppe hinunterging, war der Fleck noch nicht fortgescheuert, trotz des Versprechens des Herrn Meinhold, bei seiner Frau sein „Bestes“ zu tun. Ja, es machte sogar den Eindruck, als habe er sich noch um ein wenig vergrößert.

Als wir von unserem Spaziergang zurückkehrten, war der Fleck immer noch da. Die Sonnenstrahlen fielen durch das Treppenhausfenster gerade auf die Stufe, wo er sich gelagert hatte, als wollten sie seine Anwesenheit noch besonders hervorheben.

Ehe wir uns zu Bett begaben, nahm meine Frau ein Licht und ging noch einmal hinaus auf die Treppe, wobei ich sie natürlich pflichtschuldigst begleitete. Der Fleck war noch da. Er hatte die Gestalt eines gespenstischen schwarzen See-Igels angenommen, und beim flackernden Kerzenlicht sah es aus, als ob seine dünnen Stacheln unheimlich zuckten, und bald länger bald kürzer würden.

Als am nächsten Morgen der Fleck immer noch nicht fortgescheuert war, konnte nicht mehr daran gezweifelt werden, daß Herrn Meinholds Interventionsversuche als gescheitert zu betrachten seien, und daß Frau Meinhold auf ihrem Standpunkt beharre.

„Nun gut,“ sagte meine Frau, „dann ist es aus zwischen uns.“

Um des ehelichen Friedens willen widersetzte ich mich dieser Entscheidung nicht und fügte mich ergeben darein, daß von Beginn des neuen Quartals an wieder auf ein eigenes Exemplar des „Anzeigers“ abonniert wurde.

Die Kaffee-Nachmittage meiner Frau fanden wieder ohne Frau Meinhold statt, die Freitagsklöße wurden wieder nach dem ehemaligen Rezept gekocht. Pakete für drüben, die bei uns abgegeben werden sollten, wurden mit Entrüstung zurückgewiesen.

Da meine Frau erklärt hatte, daß die Plebejerfamilie nebenan von jetzt ab Luft für uns sei, wendeten wir, Herr Meinhold und ich, wenn wir uns auf der Treppe begegneten, die Gesichter von einander ab und schritten grußlos, der eine rechts, der andere links von dem Fleck, aneinander vorüber.

Nicht ganz so leicht war es den Kindern beizubringen, daß es zwischen ihnen und den Nachbarn „aus“ sei. Nach acht Tagen jedoch hatten sie die Situation derart begriffen, daß sie den ehemaligen Freunden schon von weitem die Zungen herausstreckten und ihnen lange Nasen zogen. Ja, ich hatte sogar Grund zu dem Verdacht, daß sie die gleichen Ehrenbezeugungen gelegentlich auch Herrn und Frau Meinhold erwiesen.

Sogar auf unsere getreuen Dienstboten erstreckte sich die gegenseitige Feindschaft. Die Marie behauptete meiner Frau gegenüber, die Anna sei eine freche Person, und wenn Anna die gefüllten Aschenimer in den Hof schaffte und an dem Fensterchen unserer Speisekammer vorbeikam, das nach der Treppe hinaufging, schlenkerte sie, daß es nur so stäubte. Was übrigens die beiden nicht abhielt, allabendlich miteinander vor der Haustür zu stehen und — ich hatte darauf schwören mögen — sich gemeinschaftlich über uns lustig zu machen.

Um den Waschhausschlüssel entbrannten Schlachten, auf dem Trockenboden wurden von unsichtbaren Händen schneeweiße Kleidungsstücke ohne Ansehen von Alter und Geschlecht von den Leinen gerissen und in den Staub gezerrt.

Schon begann ein Teil des Hauses für und wider uns Partei zu ergreifen. Der Briefträger im vierten Stock, den ich zu Neujahr mit einem Trinkgeld bedacht hatte, und der Hausmann im Souterrain neigten sich zu uns, während des Briefträgers Nachbarn, die gelbe Dienstmanns-Familie No. 73 und das Schneidermamsell-Geschwisterpaar auf Seiten unserer Feinde stand.

Im „Büdchen“ nebenan bildete unser Streit das Gespräch sämtlicher sich dort täglich versammelnder Küchendamen des Viertels. — Es war peinlich.

Vier Wochen waren vergangen, an vier Sonnabenden war die Treppe gescheuert worden (abgesehen von den täglichen Reinigungen mittelst des Besens) — der Fleck lag noch immer frech und selbstbewußt auf der Stufe. Marie und Anna überboten einander an Kunstfertigkeit, mit Hader und Bürste sorgsam um ihn herumzufahren, ohne ihn zu berühren.

Meine Frau hatte nach und nach einen solchen Haß gegen den elenden Eindringling und Schmarotzer, der sich von dem Frieden zweier Familien mästete, in sich angesammelt, daß sie nur noch mit bebenden Lippen, heimliche Flüche murmelnd, an ihm vorüber konnte.

„Diese Hartnäckigkeit grenzt geradezu an Wahnsinn. So etwas sollte man doch höchstens unter Bauern für möglich halten,“ sagte sie eines Tages.

Ich wagte nicht zu widersprechen.

Kurz vor dem Quartalswechsel erklärte mir meine Frau, daß sie diesen Zustand auf die Dauer nicht zu ertragen vermöge. Ich fand das durchaus begreiflich. Und daß es das Beste wäre, wir zögen aus.

„Gut, ziehen wir aus.“

„Wenn sie sich einbildet, ich gebe nach, dann irrt sie sich.“

Ein altes Sprichwort fuhr mir durch den Kopf, aber ich hielt es für klüger, es nicht dem Gehege meiner Zähne entschlüpfen zu lassen.

„Ich habe eine großartige Idee,“ fuhr meine Frau fort, indem sie zum erstenmal seit langer Zeit ein vergnügtes Gesicht machte.

„So? Nun, welche denn, Schatz?“

„Dein Freund Bottermund sucht eine Wohnung, er war neulich von unserer so entzückt. Der mietet sie sofort. Wir werden unserem Wirt schreiben, daß die Wohnung uns zu klein geworden ist, daß wir sie unter der Hand weiter vermieten werden und ausziehen. Unser Wirt ist ein vernünftiger Mensch, der hat sicher nichts dagegen. Na und dann, die Augen von denen drüben möchte ich sehen, wenn wir einfach eines Tages verschwunden sind! Dann sollen sie mit ihrem Fleck machen, was sie Lust haben. Meinetwegen sollen sie ihn in Gold fassen und unter eine Glasglocke stellen!“

„Wenn wir aber selbst keine passende Wohnung zur richtigen Zeit finden?“ wagte ich zu bemerken.

„Hundert für eine!“ erwiderte meine Frau. „Jeden Tag!“

Meine Frau hatte auch diesmal recht. Unser Wirt war wirklich ein vernünftiger Mensch, Freund Bottermund mietete uns in der Tat sofort unsere Wohnung ab, und wir fanden, wenn auch nicht jeden Tag hundert Wohnungen, so doch nach vierzehn Tagen eine halbe zweite Etage, die meiner Frau außerordentlich paßte.

Diese halbe zweite Etage befand sich in einem schönen neuen Haus, das vor Kurzem erst fertig geworden war, und hatte für mich bloß das eine Bedenkliche, daß die andere Hälfte jetzt gleichfalls leer stand. Da wir mit unseren Flurnachbarn so traurige Erfahrungen hatten machen müssen, so schien es angebracht, nur eine solche Wohnung zu mieten, über deren nachbarliche Bewohner man in der Lage war, sich vor Unterzeichnung des Mietsvertrages genügend zu informieren. Ich machte deshalb den Besitzer des Hauses auf diesen Mangel aufmerksam, mit dem Bemerken, daß eine nette Nachbarschaft durchaus und in erster Linie eine Grundbedingung für uns sei, worauf der Besitzer des Hauses uns vertraulicher Weise mitteilen konnte, daß an eben demselben Tag eine äußerst nette Familie die Nachbarwohnung gemietet habe, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die andere Wohnung nur an nette Leute vermietet werde.

„Siehst du,“ sagte meine Frau triumphierend, „was habe ich gesagt!“

„Du bist ja immer meine kluge Frau gewesen,“ erwiderte ich gerührt.

Da unsere neue Wohnung leerstand und unser neuer Hauswirt uns gestattet hatte, schon vor dem gesetzlichen Termin einzuziehen, so früh wir nur immer Lust dazu hätten, packten wir in aller Heimlichkeit unsere Sachen; Marie wurde bei Androhung der schwersten irdischen Strafen auf tiefstes Stillschweigen vereidigt, meine Frau war in dem Gedanken an die Augen von „denen drüben“, wenn wir verschwunden sein würden, wieder so lustig und guter Dinge, wie sie es bis zu jenem ominösen Sonntag gewesen war, an dem der Himmel es für gut befunden hatte, uns den Fleck in unser Idyll herabzusenden.

Der Fleck schien vor Aerger von Tag zu Tag bleicher zu werden, was aber nicht hinderte, daß eines Morgens früh um sechs Uhr, als die Familie Meinhold noch im tiefsten Schlummer lag, ein Möbelwagen vor unserem Haus anfuhr. Als die Familie Meinhold um zehn Uhr wahrscheinlich wie gewöhnlich ihre Morgenpromenade antrat, waren wir richtig verschwunden.

Meine Frau trällerte in der neuen Wohnung herum wie eine junge Lerche im Frühling.

„Was sie wohl jetzt machen werden?“ fragte meine Frau oft und malte sich in grauesten Farben die Trübsal aus, in der die Familie Meinhold nunmehr, mit dem Fleck allein gelassen, die Tage verbringen würde, die uns in Frieden und Freude dahineilten.

Mit nicht geringer Spannung sahen wir dem Einzug der netten Leute in unsere neue Nachbarwohnung entgegen.

Eines Abends, als wir von einem Shopping-Ausgang in die Stadt zurückkehrten, waren sie da. Der Wagen, der ihre Möbel gebracht hatte, fuhr eben entleert wieder davon.

„Ich bin wirklich begierig, was es für Leute sein werden,“ sagte meine Frau.

„Ich auch,“ sagte ich.

„Ich habe so eine gewisse Ahnung,“ sagte meine Frau, „daß es wirklich nette Leute sein werden.“

„Das gebe der Himmel!“

„Ich freue mich riesig auf sie!“ rief meine Frau aufgeregt. „Hoffentlich haben sie auch Kinder, mit denen unsere spielen können.“

„Hoffentlich.“

Wir schliefen vor Aufregung kaum und standen am andern Morgen eine Stunde früher auf als gewöhnlich.

Um acht Uhr hielten wir es im Zimmer nicht mehr aus und beschlossen, durch einen kleinen Frühspaziergang unsere Nerven zu beruhigen. Als wir auf den Treppenflur hinaustraten, öffnete sich drüben gleichfalls die Tür, und in ihrem Rahmen erschienen — Herr u. Frau Meinhold.

Meine Frau wankte, ich stützte sie und führte sie in unsere Wohnung zurück. So viel ich in der Eile bemerken konnte, schien auf der Nachbarseite ein ähnlicher Vorgang stattgefunden zu haben.

Meine Frau sank sprachlos auf ein Sofa nieder.

Ich benutzte die Freiheit, die mir durch diese Sprachlosigkeit wurde. „Siehst du, Schatz,“ sagte ich, „man muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Die Meinholds, das wirst du mir wohl zugeben, waren von allen unsern Nachbarn doch die nettesten.“

„Das waren sie,“ hauchte meine Frau mit matter Stimme.

„Na also. Die Ursache unserer Entzweiung war doch eigentlich nur der verwünschte Fleck.“

„Ja,“ bestätigte meine Frau elegisch.

„Der Fleck ist doch nun aber, Gott sei Lob und Dank, in dem alten Haus geblieben.“

„Ja, gottlob!“

„Die Ursache ist aus der Welt geschafft. Es hindert uns absolut nichts, daß wir die alten Beziehungen wieder anknüpfen. Oder vielmehr noch besser: wir tun einfach, als ob überhaupt nichts geschehen wäre.“

„Glaubst du,“ fragte meine Frau, „daß sie das auch tun?“

„Na sicher,“ rief ich vergnügt. „Er ist doch ein sehr gebildeter Mensch und sie eine höchst distinguierte Dame. Sie hat ja etwas sanftes in ihrem Wesen. Das hast du ja gleich von allem Anfang an gesagt.“

Diesmal hatte ich recht. Bereits am Tag darauf war unser Glück wieder vollkommen.

Ich aber bitte seit jenem Tag allabendlich: „Bewahre uns vor einem Fleck auf der Treppe.“

ST. LOUIS BELL FOUNDRY
2735 — 37 Lyon Str
St. Louis, Mo.
Stucksteede & Bro.
Kirchenglocken
Glockenspiele u. Geläute
bester Qualität.
Kupfer und Zinn.

Kalte Tage
werden jetzt bald kommen!

Sehr bald werden wir jetzt fühlen, daß der frostige Winter seine eiskalte Hand nach uns ausstreckt. Dann wird alles nach Kohlen laufen. Manche werden dabei leer ausgehen, denn speziell Weichkohle wird diesen Winter sehr rar sein, da in den Minen des Westens ein großer Mangel an Arbeitskräften herrscht.

Bestellt eure Kohlen jetzt!

Heute ist die beste Zeit, Kohlen zu bestellen — sie aufladen, fortfahren — und man hat sich seinen Wintervorrat gesichert.

Die besten Kohlen die gefördert werden sind:
D. L. & W. Scranton Hard Coal
Western Star Soft Coal.

Beide Sorten werden von unserer Niederlage in Carmel verkauft. Wenn Sie Ihre Kohlen von Herrn Schierholtz kaufen, sind Sie sicher zufriedengestellt. Wir raten allen Kunden entschieden, sofort zu bestellen.

DUTTON-WALL LUMBER COMPANY, LTD.
Geo. A. Schierholtz, Manager - - CARMEL, Sask.